

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 10 (1888)
Heft: 27

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauen-Zeitung.

30ter Jahrgang.

Organ für die Interessen der Frauenwelt.



Abonnement:

Bei Franko-Zustellung per Post:
Jährlich Fr. 6. —
Halbjährlich „ 3. —
Ausland franco per Jahr „ 8. 30

Alle Postämter & Buchhandlungen
nehmen Bestellungen entgegen.

Korrespondenzen

und Beiträge in den Text sind an
die Redaktion zu adressiren.

Redaktion:

Frau Elise Honegger in St. Fiden.
Telephon in der Stadt:
in der
M. Kälin'schen Buchdruckerei beim Theater.

Insertionspreis:

20 Centimes per einfache Petitzeile.
Jahres-Annoncen mit Rabatt.

Insertate

beliebe man franko an die Expedition
einzufenden.

Ausgabe:

Die „Schweizer Frauen-Zeitung“
erscheint auf jeden Sonntag.

Alle Zahlungen

sind ausschließlich an die M. Kälin'sche
Buchdruckerei in St. Gallen zu ent-
richten.

St. Gallen

Motto: Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schlies an ein Ganzes dich an!

Sonntag, 1. Juli.

Einladung zum Abonnement

auf die

Schweizer Frauenzeitung

mit den beiden monatl. Gratis-Beilagen:

Für die junge Welt und Mittheilungen
des Schweizer Frauenverbandes.

Abonnementspreis: } halbjährlich Fr. 3. —
} vierteljährlich Fr. 1. 50

Wir bitten um gefl. prompte Erneuerung
der Postabonnements und halten uns zu zahl-
reichen neuen Bestellungen bestens empfohlen.

St. Gallen. Hochachtungsvoll

Verlag der Schweizer Frauen-Zeitung:
M. Kälin'sche Buchdruckerei.

Zufriedenheit!

Das ist nimmer der schrecklichste Tag,
Wenn frisch der Schmerz, der Schick-
salschlag,
Da heiß der Jammer brennt und wühlt
Und nichts die tiefe Wunde kühlt,
Wo selbst der Schmerz zum Reize wird,
Der neuen Sporn und Schwung gebirt!
Wenn ewig gleich die Tage ziehn,
Der Hoffnung bar, so endlos hin,
Und Alles anders, als es einst,
Du der Verzweiflung Thräne weinst:
Da wird der Seelenhunger wach,
Da jagen Ohr und Auge nach
Dem ungelösten Räthselwort —
Das, wenn das Glück auf ewig fort
Uns Surrogat der Seligkeit:
Zufriedenheit, Zufriedenheit!

Wie ich meinem Manne das Haus lieb und werth machte.

Vor etwas mehr als acht Jahren heirathete
ich einen Mann, dessen damalige Neigungen
und Gewohnheiten sehr geringe Aussicht
boten, daß er Häuslichkeit und Familien-
leben jemals lieb gewinnen werde. Er war mehrere
Jahre älter als ich, verbrachte seine Zeit meist in
Gesellschaften und liebte den Wechsel, denn seit zehn
Jahren war er nie länger als sechs Monate im
gleichen Logis geblieben. Seiner Gemüthlichkeit wegen
war er überall gern gesehen und so fehlte es ihm
nie an Einladungen. Wäre er ein schöner Mann
gewesen, was jedoch keineswegs der Fall war, so
wäre aus ihm wohl jene Art von Gesellschaftspuppe
und Klatschholporteur geworden, wie sie gleichzeitig
von den Frauen geschätzt, von den Gekken bewun-
dert und von den Männern ächten Schlags ver-
achtet wird. Aber da er von Natur äußerst platt
war — ich zitiere seinen eigenen Ausdruck — so
blieb ihm diese Erniedrigung erspart.

Er hatte als lediger Mann ein schönes Ein-
kommen und wenn er so viele Einladungen annahm,
so geschah es jedenfalls nicht aus knauseriger Be-
rechnung. Er fühlte vielmehr einen innern Zug zur
Gesellschaft; er liebte die Genüsse einer feinen und
wohlbesetzten Tafel; er war gemüthlichen Bummel-
partien nicht abhold; er wußte selbst Trinkgelagen
eine angenehme Seite abzugewinnen und war z. B.
an Blumenausstellungen gelegentlich in offenbar be-
geisteter Stimmung zu treffen.

Zu Hause kümmerte er sich wenig um praktische
Dinge. Da er flott bezahlte und die wöchentlichen
Noten nicht nachrechnete, so wurde er mit der Auf-
merksamkeit bedient, auf welche er, Dank seiner nach-
sichtigen Gutmüthigkeit, vollen Anspruch hatte. Selbst
heutzutage weiß er noch nicht am besten mit Geld
umzugehen und wenn ich nicht wäre doch
ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.

Das Gesagte genügt, um darzuthun, daß ich nicht
das färgsamste Material hatte, um daraus einen häus-
lichen Mann zu bilden. Ich war damals 19 Jahre
alt und er um die 30. Mit 30 Jahren beginnt
der Charakter des Mannes sein bleibendes Gepräge
anzunehmen, er läßt sich weniger leicht beeinflussen,
als der jüngere Mann. Wenn er nicht mit 30 Jah-
ren ein gefestigtes Wesen annimmt, so ist wenig Aus-

sicht, daß er es später thue, und wenn er, falls er
leichtsinzig gewesen, sich nicht zum Bessern wendet, ehe
er 40 ist, so muß man wohl der Hoffnung entsagen.

Warum ich mit diesem Manne den Bund für's
Leben einging, ist ein Geheimniß, das ich jetzt nicht
verrathen will. Sicher ist jedenfalls, daß mir kein
Sinn daran kam, bis er um mich warb. Ich sah
ihn häufig unser Gut kreuzen, allein oder in Begleit
einiger seiner ebenfalls müßigen Freunde. Ich sah
ihn nie, ohne bei mir zu denken: „Einen solchen
Mann könnte ich doch wahrhaftig nicht heirathen.“
Uebrigens war er stets mit peinlicher Sorgfalt ge-
kleidet. Es war mir, als sehe ich es von weitem,
wie scharf er die Weise seiner Manchetten prüfte, wie
fein säuberlich er ein Ständchen vom Rockärmel blase.

Ich heirathete also diesen Mann. Nach unserer
Hochzeitstour bezogen wir ein hübsches Haus und
ich lernte nach und nach meinen Lebensgefährten
gründlich kennen. Er hatte ein gutes Herz und er
war auch kein absichtlicher Quälgeist, aber er be-
trachtete es als selbstverständlich, daß man Alles für
ihn thue. Es fiel ihm nicht einmal ein, seinen Klei-
dern ein paar Bürstenstriche zu geben, — diese
Mühe hatte man ihm zu lange abgenommen. Auch
seinen gesellschaftlichen Neigungen blieb er treu; wir
machten häufig Besuche und erwiederten dieselben
mit Einladungen. So lange lebte, war er natürlich
der letztern Pflicht enthoben gewesen, allein seit er
eigenen Rauch führte, durfte er sich derselben nicht
entziehen. Ich sah jedoch sofort ein, daß dies über
seine Verhältnisse hinausgehe. Er nahm es viel zu
leicht mit dem Geldausgeben und schien gar nicht
zu bedenken, was es koste, Gäste zu bewirtheten. Wenn
auch sein Einkommen für ihn allein ein reichliches
genannt werden konnte, so hätte es doch unmöglich
gereicht, wenn es in dem begonnenen Stile hätte
fortgehen müssen.

Mein Gemahl nahm sich um gar nichts an außer-
halb seines Berufes. Wenn im Hause nur das Ge-
ringste fehlte, und das passirt doch in jedem Hause
fast täglich, so mußte man einen Arbeiter oder eine
Dienstfrau kommen lassen. Das lief natürlich nicht
ohne Kosten ab, und ein Franken hier und ein halber
dort, das macht schon eine respectable Ausgabe am
Ende des Jahres. Ich selbst hatte alle Hände voll
zu thun. Unser Haus war geräumig, und wir hatten
nur ein Dienstmädchen und einen Knaben zur Be-
sorgung allerlei kleinerer Gänge und Geschäfte. Das
Dienstmädchen bewährte sich zum Glück recht gut;

der Knabe war uns höchstens im Wege, und mein Mann gab sich nicht die leiseste Mühe, denselben ein wenig zu schulen. Die Geschäftsleute trachteten darnach, uns zu überborteln. Es ist die baare Wahrheit, wenn ich schreibe, daß einzelne Krümer sich die Gutmütigkeit meines Mannes geistlich zu Nutzen machten. Ich selbst war kaum mehr als ein Mädchen: auf mich nahmen sie gar keine Rücksicht.

Mein Mann schien keine Ahnung zu haben, daß die Sache schief ging. Ich erkannte, daß ich bei ihm den Hebel ansetzen mußte, wenn die Dinge anders kommen sollten.

Ich begann damit, daß ich hie und da eine Arbeit vorschlug und zu Hause blieb, anstatt ihn, wie bisher, auf seinen häufigen Besuchen zu begleiten. Dies führte dazu, daß er selbst hie und da ablehnte. „Wenn Du daheim bleibst, Caroline,“ sagte er, „so bleibe ich natürlich auch, obwohl ich keinen vernünftigen Grund für Deine Weigerung einsehe.“

Wenn er zu Hause blieb, so machte ich ihm Alles so angenehm als möglich; ich sorgte u. A. dafür, daß eine seiner Lieblings Speisen auf dem Tische erschien. Zuerst nahm er dies alles als etwas Selbstverständliches hin; nach und nach dämmerte aber der Gedanke in ihm auf, daß meine Bemühungen doch eine Anerkennung werth seien, und von diesem Zeitpunkt an datirt auch seine Verwandlung in einen musterhaften Haus- und Familienvater.

Wer sich einmal, sei es Mann oder Frau, an's Ausgehen, an's Besuchemachen oder Gesellschaftsleben gewöhnt hat, thut gewiß schwer daran, am Daheimbleiben wieder Gefallen zu finden. Ich rechnete meinem Manne die Ueberwindung, die er sich kosten ließ, hoch an, wenn ich auch in mir selber keinen Maßstab für dieselbe empfand. Die erste Entdeckung, die er nun zu Hause machte, war, daß er einen ganz hübschen Garten besitze, und er entschloß sich, denselben selbst zu besorgen. Der hiefür angestellte Gärtner war sehr hoch zu stehen gekommen, obwohl er just so viel daran that, wie von einem vielbeschäftigten Uebernehmer zu erwarten ist. Mein Mann kaufte ein Handbuch der Gartenbaukunst und legte sich ernstlich in's Zeug. Wenn auch seine ersten Resultate von Andern belächelt wurden, so machten sie doch wenigstens ihm selbst Freude. Lachten die Leute, wenn sie ihn an der Arbeit sahen, so lachte er mit. Mein Mann ist in etwelchen Dingen eitel, aber nicht in allen. Als er unsere totale Gartenbau-Anstellung mit eigenen Produkten besetzte, bemerkte er auf den ersten Blick, daß er den Gipfel der Leistungen noch nicht erklommen hatte. Allein er ließ sich die Lust an der Gärtnerei nicht verderben.

Von dieser letztern gelangte er dazu, sich gewisser Geschäfte im Hause anzunehmen, die jeder Mann von mäßigen Mitteln selbst verrichten sollte. Ich sagte ihm zwar nicht direkt, daß es ihm freistünde, seine eigenen Kleider zu bürteln oder daß die Gelassenheit, womit er dieses Geschäft Andern anheimzustellen pflege, meine Geduld bisweilen auf die Probe gestellt habe, sondern ich brachte ihm seinen Rock nebst einer Bürste mit der Bemerkung: „Das Dienstmädchen hat heute Morgen so viel zu thun; hättest Du vielleicht Zeit, diesen Rock selbst zu bürteln?“ Er erwiderte, daß er es hasse, Kleider zu bürteln, gleichwohl that er es, und nach ein paar ähnlichen Winken bürtete er regelmäßig seine Kleider selbst. Ähnlich ging es auch ohne allzu viele Mühe mit andern kleinen häuslichen Verrichtungen. Vielleicht thut er alle diese Dinge weniger, weil sie ihm Vergnügen machen, als weil er einsieht, daß es sein muß; immerhin thut er es ohne Murren, und dies ist Alles, was ich verlange.

Was mich anbetrifft, so darf ich ohne Selbstüberhebung sagen, daß ich mir die Befähigung des Hauses stets zum Studium und eifrigen Bestreben gemacht habe. Was wir hatten, suchte ich möglichst vorthellhaft zu verwerten. Ich war nicht nur bemüht, genießbare Speisen aufzutischen, sondern ihnen auch ein einladendes Aussehen zu geben. Männer lieben die Befähigung, dafür heirathen sie. Es ist eitel, ihnen dies zum Vorwurf machen oder sie deshalb selbstständig igeln zu wollen. Wozu soll denn das Heirathen gut sein, wenn es nicht zur Hebung des materiellen Wohls von Mann und Frau be-

trägt? Man glaube es ja nur, daß das Herz, welches in Betreff der häuslichen Dinge beruhigt ist, sich bald einem höheren Streben zuwenden wird. Ein Mann, dem nicht häusliche Widerwärtigkeiten das Gemüth vergällen, findet Zeit, an die Verschönerung des Lebens, an dessen große Ziele zu denken und sich zu fragen, wie er es für sich und seine Umgebung besser gestalten könne.

Die Zeit, die mein Mann brauchte, um seinen unhäuslichen Neigungen und Gewohnheiten zu entsagen, zählt nur nach Monaten. Er gewann sein Haus und Heim lieb und es zog ihn nicht mehr davon fort, außer in Geschäften oder um mit mir zu spazieren. Spiel und Besuch verloren die Anziehungskraft für ihn; ein Abend zu Hause, im Sommer in seinem Garten, im Winter im warmen Salon, gewährte ihm volle Befriedigung.

Nur einmal im Jahre zeigt er noch die Unwandelbarkeit, ausreißer zu wollen, und zwar im Frühling, wenn ich die große Hausreinigung vornehme. Er hält sie für überflüssig, ich aber könnte sie nicht mit ruhigem Gewissen unterlassen. Ich weiß zwar, daß man darüber geteilter Ansicht ist; allein meine Mutter hielt viel darauf und ich habe es von ihr gelernt. Mein Mann geht während der „Frühlingsschwemme“, wie er es nennt, im Hause umher wie eine gefüllte Bombe, welche jeden Augenblick zu explodiren droht. Ich kann nicht behaupten, daß diese jährliche Spül- und Schauer-Revolution durchaus unerlässlich sei; ich kann aber auch nicht zugeben, daß sie vom Uebel sei. Die Reinlichkeit ist das beste Mittel zur Erhaltung des Hauses und des Mobiliars, und so lange ich ein Haus besitze, gedenke ich ein reinliches zu haben.

Aus meiner eigenen Erfahrung und aus meinen Beobachtungen ziehe ich den Schluß, daß sich wenige Männer von einer Frau zwingen, die meisten aber leiten lassen. Drum, meine Schwestern, wenn Euch am Hausfrieden gelegen ist, wie könnt Ihr ihn denn dadurch zu erhalten suchen, daß Ihr mit Euerem Gatten auf dem Kriegsfuß lebt? Hat dieses Unheil einmal begonnen, dann endet es nimmer, bis eines oder beide im Grabe ruhen. Waffenstillstände sind möglich, aber dauernder Friede nicht.

Wenn ein Mann von Natur oder in Folge äußern Einflusses dem häuslichen Leben entfremdet ist, so muß die Frau suchen, ihm Haus und Heim angenehm und begehrenswerth zu machen. Sie muß ihm die Ueberzeugung beizubringen suchen, daß im Familienleben etwas Besseres, Schöneres, Meinere, Dauernderes liegt, als in den flüchtigen und selbstflüchtigen Genüssen des ledigen Standes. Zum Beweise, daß es möglich ist, ihn hiezu zu überzeugen, weise ich mit Stolz auf meinen eigenen Fall hin. Mit Stolz, ja, denn ich wette, daß es gewissen Frauen mißlungen wäre, aus meinem Gatten nur den Schatten eines guten Ehemannes zu machen.

Zum Schluß möchte ich den Jungfrauen, welche im Begriffe stehen, sich zu verheirathen, anempfehlen, meine Bemerkungen zu beherzigen. Die Lebensweise einer Hausfrau, wie ich sie verstehe, mag vielleicht nicht Allen konveniren: sie wünschten vielleicht ein fröhlicheres Leben, mehr Gesellschaft zu empfangen, mehr Besuche zu machen. Wenn dem so ist, so kann ich nur hoffen, daß sie sich bald einer bessern Einsicht erschließen. Ein Haus ist leer und trostlos, wo nicht eine Frau schaltet und waltet; aber auch eine Frau ist ein bemitleidenswerthes Wesen, wenn ihr ein Haus fehlt. Die ruhigen Freuden des häuslichen und Familienlebens sind inniger und beständiger, als die Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens. H. W.

Das Auge des Menschen.

Von August Kruhl.

Gleichwie sich im Sprachgebrauch des Volkes der Ausdruck von „der Hand“ des Menschen eingebürgert hat, obgleich jeder gesunde und normal gebaute Mensch zwei Hände hat, so sprechen wir zumeist auch nur „vom Auge des Menschen“. Des Menschen Hand schafft alle Werthe, des Menschen Hand thut sich in Milde auf, des Menschen Hand streut Segen aus — so auch: das

Auge des Menschen sieht in weite Fernen, das Auge des Menschen ist der Spiegel der Seele, das Auge des Vaters oder der Mutter ruht mit Wohlgefallen auf den Kindern; das Auge schon verräth den Menschen; das Auge Gottes, sagen wir, wacht über uns. Und so wie wir sagen, daß der Mensch von der Hand des Schicksals erfährt werde, so sagen wir auch, das Auge der Vorsehung begleite ihn auf allen seinen Wegen.

Des Menschen Auge ruht mit Vorliebe auf ihm sympathischen Bildern, wie es sich andererseits abgescheut und beleidigt fühlt durch widerliche Szenen. Immer mehr Bilder, immer wieder neue und immer wandelbarere fallen in des Menschen Auge und bleiben so oder ähnlich im Gedächtniß haften. Nicht satt kann sich der Mensch an dem sehen, was ihm „in's Auge fällt“, wo doch andererseits ein winziges Stäubchen, in's Auge gefallen, das größte Unbehagen verursacht. Ein einziger Blick des Auges, von uns ausgegangen, vermag Leben und Lust bei Andern zu erwecken, und wieder vermag nur ein Blick, von der Stimmung des Herzens, von trüben Empfindungen beeinflusst, liebe, geliebte Personen von uns zu scheuchen. Das Auge des Menschen begnügt sich nicht mit dem, was es wirklich und ohne viel Umstände sieht und zu sehen bekommt, — mit allerhand künstlichen Hilfsmitteln bewaffnet es sich, um den weiten Weltensraum zu erschöpfen und Himmel und Erde sich dienstbar zu machen. In diesem unbegrenzten Weltensraum sieht das Auge des Menschen die Gestirne nach Minuten auf- und niedergehen und berechnet deren Lauf, hinaus selbst in Ewigkeiten, — aber einem Menschen können wir fünfzig und sechzig, auch siebenzig und achtzig Jahre in's Auge sehen, und wir haben die geheimen Triebfedern der Seele immer noch nicht ergründet.

Darum auch war seit Menschengedenken gerade das Auge dem Menschen ein Räthsel. Ob uns eine hochentwickelte Wissenschaft auch die Räthsel und Wunder des Auges gelöst zu haben vorgibt, ob wir es fassen können, welche Nerven da die Lichtstrahlen zu empfangen und dem geistigen Leben des Menschen, also seinem Denken zu vermitteln haben, ob wir uns auch in Allem klar sind, wie das Sehen und Empfinden vor sich geht und welches hierzu die Hilfsmittel sind, — der Forscher selbst, der Kenner des Auges, der geschickteste Operateur, der uns vorrechnen, unter welchen Bedingungen wir unser Augenlicht verbessern und erhalten, unter welchen Bedingungen wir es verlieren können, er verliert seine Macht und seine Kunst und all' seine Fassung, je nachdem er sich selbst dem Auge anderer Menschen gegenüber befindet. Ist es das Auge eines hochvermögenden, einflußreichen Mannes, so wird er die seinen zu Boden senken; find es die Augen einer verführerischen Schönen, so werden die seinen sich wie in einem Zaubersinne befinden; find es die Augen eines lieblichen Kindes, so werden die seinen wieder liebevoll leuchten, — in allen Lebenslagen wird auch der Kenner und sozusagen der Beherrscher des Auges die Macht über seine eigenen mehr oder minder verlieren, wie die anderen Sterblichen auch. Es ist eben die magische Kraft des Auges des Menschen, die, vom Thierbändiger ausgehend, Löwen und Tiger in die Gassen ihres Käfigs treibt, wie sie zu rechter Zeit und am rechten Ort, vom Kinde ausgehend, die verstocktesten Menschenherzen endlich zu erweichen vermag.

Wer alle die Nieder sammeln wollte, in denen von schönen Augen die Rede ist! Wer all' das Glück herbeitragen könnte, was nur in einem Menschenherzen mit der Zeit, durch das Auge vermittelt, darin aufgestapelt wurde! Wer all' den Jammer uns berichten könnte, von Menschenaugen veranlaßt! Und wer das unfähige, unsagbare Leid uns schildern könnte Derjenigen, die da nicht sehen! Können wir, die wir die Herrlichkeiten dieser Welt tagtäglich vor Augen haben, können wir so recht, so wahr und tief empfinden, was es wohl heißen mag, nichts zu sehen? Bei allem Aufgebot unserer Kraft — nein! Das können wir nicht! Wir können zu den von uns bereits erschöpften Weltssystemen wohl neue erschöpfen und zu den alten hinzuthun, können zu all' den Himmeln immer wieder neue Himmeln fügen, aber sagen, was es bedeutet, nichts, gar nichts zu sehen —

nein, da muß unser Wissen, da müssen unsere Gedanken still stehen, und nur das Eine können wir bei solchem tief, tief schmerzlichen Gedanken empfinden, das Eine: nämlich das unendliche Glück, daß wir leben!

Sehen ist eine Kunst, auch für diejenigen, die das volle Glück gesunder Augen besitzen. Auch unser Sehen, und gerade dieses will gelernt sein, wie alle andern Fähigkeiten unseres Körpers und unserer Seele. Sich in der ungekünstelten, reinen, ewig schaffenden und waltenden Natur befinden, verleihet unserem ganzen Empfinden, unserem Thun und Lassen eine gewisse Gezieltheit und Gesetzmäßigkeit, einen mehr inneren seelischen Frieden. Deshalb das Herausströmen der Menschen aus den Großstädten in die freie Natur, in die Berge, an die Seen, mehr in die Großartigkeit der Natur, in der ein Jeder diesen inneren Frieden, diese Seelenruhe wieder zu finden hofft, wenn auch nur auf kurze Zeit. Diese mehr täuschhaften, sich überhaufenden Bilder, wie sie dem Menschen in allen unseren Wohnplätzen vor Augen geführt werden, sie vermögen die Sehkraft wohl auf einige Zeit angenehm zu beschäftigen, aber nicht auf die Dauer zu befriedigen. Darum muß man zu den Glas- und Eisen- und Marmorpalästen der Großstädte, auch den modernen Industriehallen, immer ein gut Stück Natur hinzuthun, damit dem Auge wieder eine Wohlthat erwiesen werde, wenn es irre und müde sich gesehen an all' den eigenen geschaffenen Herrlichkeiten.

Sehen ist eine Kunst! Je mehr uns Bilder in dem wirren Weltgetriebe vorgeführt werden, desto mehr haben wir acht zu geben, daß wir von jedem den rechten Eindruck behalten. Je mehr das Auge sehen lernt und sehen zu lernen gewöhnt wird, desto mehr wachsen die Gefahren, die es bedrohen. Wir Menschen müssen trotz aller gewonnenen Erkenntnis immer wieder aufmerksam gemacht, immer wieder gewarnt werden, ja recht genau zuzusehen, daß wir nicht geschädigt werden, — ganz einfach: des Menschen Auge ist zunächst nicht dazu da, daß es durch ihm bisher unbekannte Herrlichkeiten, durch allerhand neuerfundene, engagiert und gereizt werde; das Auge des Menschen ist zunächst dazu da, sich in einfacher Weise in der den Menschen umgebenden, natürlichen Welt zurecht zu finden und diese namentlich zu erkennen. Deshalb die überwiegend gesunden Augen derjenigen Menschen, die Lust und Licht, Sonne und Wind, die das Grün der Matten und das Blau der Berge direkt sich vermitteln können, und deshalb die Zunahme der Augenkrankheiten und die fortschreitende Abnahme der Sehkraft, wo das Auge des Menschen gezwungen wird, tausende und tausende Bilder an sich vorbeiziehend sehen zu müssen. Wird es allemal gut thun, wenn wir der Kinderwelt zur ersten Anschauung so viele, so unzählige, glitzernde Dinge vorführen? Wird das gut thun, schon in Bezug auf die Verwirrung der noch ungeübten und unausgebildeten Sinne?

Das Auge des Menschen! Welche Wohlthat, welche weise Einrichtung der Natur ist es, daß das Auge des Menschen mit den kommenden späten Jahren mehr und mehr ermattet und das gar nicht mehr sehen will, worauf der jungen Generation Auge und Herz gerichtet ist. So sinkt der Werth alles Irdischen, und wohl dem, dessen Auge sich friedlich schließt — eine Welt hinter sich verbergend, in die er zu seligem Schlummer eingeht.

Modepuppen.



Modepuppen nennt man die armen Kleinen, halb aus Mitleid, halb aus Unwillen, daß die eitle Mutter all ihr Sinnen und Trachten auf den „Staat“ ihrer Kinder richtet.

Ich kenne zwei kleine Mädchen, die immer aussehen wie zwei Rosenknospen, und falls diese Zeiten ihrer Mutter zu Gesichte kommen, wird sie niemals vermuthen, daß ich von ihren Kindern rede, so glücklich und zufrieden wähnt sie dieselben. Aber wenn Ihr das eine dieser zwei Mädchen still und allein abseits sitzen seht und es aufmuntert, doch auch am fröhlichen Spiel und Treiben der Uebrigen theil-

zunehmen, so schüttelt es das Köpfchen und verseht wehmüthig resignirt: „Mama sagt, sie werde mich bestrafen, wenn ich mein Kleid verderbe.“ Das Schwesterchen, ein anscheinlich sehr gewecktes, schmächtiges Wesen, etwa sieben Jahre alt, äußerte einst im vollbewußten Tone eines lebensmüden Mannes: „Ich wollte, ich wäre todt.“ — „Um des Himmels willen, liebe Kleine, warum sagst Du so etwas?“ — „Weil mir das Leben so verleidet ist.“ Das Leben war für sie nichts als ein unablässiges „Sorghaben“ und „Achtgeben. Wohl wird diese Kleine dereinst den Fuß lieben und ihm vielleicht alles opfern; aber dahin ist ihr Jugendglück, dahin vielleicht auch ein edleres Lebensziel.

Eine ältere Mutter, und zwar keine der nachsichtigsten im Fache der Kleidung, hörte ich einst sagen, daß sie sich sehr in acht nehme, jeden kleinen Riß zu tadeln, den ihre Kinder vom Spiel oder von Spaziergängen heimbringen. Denn alltief habe sich die peinliche Erinnerung in ihr Herz gegraben, wie einst ihre gute, aber übermäßig sorgfältige Mutter jede kindliche Freude mit dem ewigen Schelten und Schlimmerem zerstört habe, worauf sie beim Heimkommen als auf den gewöhnlichen Gruß stets schon gefaßt gewesen sei.

In gar manchen Familien zielen alle Anstrengungen dahin, sich so fein als möglich zu kleiden. Für dies auch weise gehandelt? Begründet dies wirklich das wahre Ansehen? Und würde das Glück der Familie und der Kinder nicht oft besser gefördert, wenn ein Theil der auf die Kleider verwendeten Sorgen und Ausgaben einem andern Zwecke gewidmet würde?



Kochkurze. Die vom 30. Januar bis 10. März dieses Jahres in Ostermünchen und Bellingen verdienend besonderes Lob, denn da wurde die Sache beim richtigen Ende angepaßt. Keine Spielerei und Schelerei nach Effekten, sondern es wurde da belehrt, wo solches ernstlich gesucht wurde, und die Belehrung wurde den bestehenden Verhältnissen in richtiger Weise angepaßt.

Es sollen nämlich die Kursleiterin und die zehn Schülerinnen eine Bauernfamilie von elf Mitgliedern vorstellen. Anstatt daß nun aber die Einen auf's Feld, die Andern in den Stall zur Arbeit gehen, erkennen hier alle von der Hausmutter die einfache ländliche Kochkunst. Dieselbe soll darin bestehen, mit größter Sparanliefe, Reinlichkeit, besserer Kochmethode und größerer Abwechslung der Gerichte eine gesündere, stärkere Nahrung, womöglich ohne großen Geldaufwand, auf den Familien Tisch zu stellen. Es galt also, die einfache, tägliche Arbeitskraft aus den vorhandenen Mitteln so zusammen- und in der Küche herzustellen, daß die gebotenen Nahrungsmittel nicht bloß dem Körper zu Gute kommen, sondern daß dabei auch das sittliche Bewußtsein und Wohlgefühl der Familie und des Einzelnen gehoben werde.

Der Präsident der Aufstichtskommission für die ländlichen Wanderschule, Herr J. v. Wattenwyl in Bern, betrachtet diese zwei Kurse als Samenerbner, die der Pflge dieser beiden Oesthaften anvertraut worden seien.

Ohne Zweifel ist solche Saat nicht umsonst ausgestreut worden und es ist auf's lebhafteste zu wünschen, daß in diesem Sinn und Geiste am gemeinnützigsten Werke fortgearbeitet werde. Die Wanderschule sollen eine Belehrung werden für diejenigen, die im Falle sind, das Gelernte zum Wohle der Familie sofort nutzbringend anzuwenden. Nicht Sonntagschulchen soll die gemeinnützige Hilfe herantreiben, sondern Hausfrauen, die ernstlich bestrebt sind, zu lernen, was ihnen noth thut und was in täglicher Arbeit das Wohl der Familie fördern kann.

Schweizerischer Zentralverein vom rothen Kreuz. Im letzten Monat fand in Basel die Generalversammlung des Schweizerischen Zentralvereins vom rothen Kreuz statt, der sich betanlich die humane und patriotische Aufgabe stellt, die freiwillige Hilfsfähigkeit für den Sanitätsdienst im Kriegsfalle zu organisieren und möglichst ausgiebig zu gestalten. Herr von Alth aus Bern hielt einen Vortrag über die Bestrebungen dieser nationalen Gesellschaft, in welchem er den Ursprung derselben, ihre Zwecke und Bedeutung besprach. Seine Hauptaufgabe hätte der Verein allerdings erst in Kriegszeiten zu erfüllen, in welchen er die kranke oder militärische Hilfsleistung für Verwundete und Kranke möglichst wirksam zu unterstützen berufen wäre. Doch soll schon in Friedenszeiten durch Anlegung eines Fonds, Ausbildung von Sanitäts-hilfspersonal, Beschaffung von Krankenmobilitäten und Verbandzeug, Erstellung von Lazarethlokalitäten, Unterstützung von Vereinen für Gesundheits- und Krankenpflege, des Samariterwesens für erste Hilfe in plötzlichen Unglücksfällen

vorgeorgt werden. Die für den Sanitäts- und Krankendienst im Kriege ausgebildeten Wärter und Pfleger werden von selbst auch im Frieden bei Unfällen, Katastrophen aller Art mit Verwundungen und Erkrankungen, ihre Dienste leisten. Von Wichtigkeit ist dies unter unseren eigenartigen Landesverhältnissen besonders in Gebirgsgegenden, wo der Arzt oft weit weg wohnt. Es kommen hier z. B. in Betracht die Verschüttungen von Personen durch Lawinen, Bergstürze, Unfälle bei Bergbesteigungen etc. Der Beitritt zum erwähnten Verein beträgt pro Jahr nur 1 Fr. und wäre eine Massenbetheiligung unseres Volkes sehr zu wünschen.

Die Universität Zürich zählt im gegenwärtigen Semester 508 Studierende und 71 Auditoren. 335 Studierende sind schweizerischer Herkunft. Das größte Kontingent stellt der Kanton Zürich, nämlich 158, dann folgt Argau mit 35. Von den Ausländern sind an unserer Hochschule die Deutschen am zahlreichsten vertreten (65), dann folgt Rußland (47), Oesterreich-Ungarn (16) und Nordamerika (13). Die theologische Fakultät hat im Sommerhalbjahr 39 Studierende angezogen, die juristische 66, die medizinische 261, die philosophische 142. Weibliche Studierende sind 64, darunter 13 Schweizerinnen (8 aus dem Kanton Zürich). Die Zahl der Russinnen beträgt 21; Deutschland schickt 12, Amerika 9, Oesterreich-Ungarn 7, England und Serbien je 1 weibliche Studierende.

Ein englischer Arzt schreibt über die dunkeln Kleider folgendes: Es ist nicht allgemein bekannt, daß ein Mann, welcher in Krankenzimmern schwarze oder dunkle Kleidung trägt, empfänglicher für ansteckende Krankheiten ist, als derjenige, welcher mit hellen Stoffen bekleidet ist, weil die feinen Theile, welche von den kranken Körpern ausströmen, viel leichter von dunkeln als von hellen Stoffen aufgesaugt werden.

Nach einer Verfügung der russischen Regierung können Frauen zum pharmazeutischen Gewerbe zugelassen werden, jedoch unter der Bedingung, daß sie daselbst Examen machen, welches die Männer ablegen müssen, und daß diejenigen Apotheken, die Frauen als Lehrlinge annehmen, zu gleicher Zeit keine männlichen Lehrlinge halten.



Fragen.

Frage 921: Wie bereitet man Khabarbari?

Frage 922: Weiß Jemand, ob es ratsam, auf eine Alp zu gehen zur Kur mit einem zweijährigen, aber gesunden Kinde? Es betrifft die Alp Tannenboden bei Flims.

Frage 923: Wäre Jemand so gut, mir ein Mittel gegen immer wiederkehrenden Schnupfen, sowie gegen tägliches lästiges Schwinden am ganzen Körper zu geben? Das Klima ist heiß (Central-Amerika).

Frage 924: Gibt es ein erprobtes, der Gesundheit unschädliches Mittel, die Trunksucht zu heilen? Eine geplagte Frau bittet die werthen Leserinnen, Ihr ein solches mitzutheilen.

Fr. 65.

Antworten.

Auf Frage 909: Es darf für Lieferung von Geschäftsbüchern und verwandten Fabrikaten die Firma Friedrich Carpentier, Schweizerische Schreibbücherfabrik in Zürich, bestens empfohlen werden. G. z. in T.

Auf Frage 915: Ein anerkannt vorzügliches orthopädisches Institut halten in Zürich die Herren Dr. A. Lining und Dr. U. Schultze. Sprechstunden: Löwenstraße 16, je Dienstag und Freitag von 11—12 Uhr.

Auf Frage 916: Die Früchte werden zwischen Lagen von Watte verpackt, damit kein Saft das andere berührt. Jede einzelne Wattenlage muß von der andern durch Schindeln oder Stäbchen ferngehalten werden, daß das Gewicht die unteren Lagen nicht drückt.

Auf Frage 920: Man füllt die frischen Heidelbeeren, so wie sie vom Strauche kommen, in Flaschen, die man behutsam schüttelt, damit sie bis an den Hals dicht gefüllt werden können. Man verschließt sie mit einem gut sitzenden, reinen Kork und bindet diesen über's Kreuz mit einer Schnur fest. Man legt die mit Stroh umwickelten Flaschen in kaltes Wasser auf's Feuer und erhitzt die Früchte dreiviertel Stunden lang sanft kochend. Nachher stellt man den Topf auf die Seite und läßt die Flaschen darin erkalten, um sie im Keller aufzubewahren. So lassen sich beinahe alle Früchte behandeln und es lassen sich selbe sehr lange aufbewahren.

Auf Frage 926: Frische, erlesene Heidelbeeren werden ohne jeden Zusatz in einem gut verginsten Gefäße einige Wälle aufgedocht, in einem irdenen Gefäße vollständig kalt gelassen und in Flaschen gefüllt, die man gut verkorkt. Sie halten sich ausgezeichnet und werden zum Gebrauch, wie die frischen Früchte, mit Wein oder Wasser und Zucker oder sonstigen Zuthaten aufgedocht und zu Compot oder Brei verwendet.

M. H. J.

Ein Harems-Geheimniß.

Von einer amerikanischen Dame.

(Schluß.)

Ein berühmter Mann hat einst zu mir gesagt: „Gelegenheiten bieten sich nicht von selbst dar, sie werden künstlich herbeigeführt.“ So führte ich auch die Gelegenheit herbei, im Gespräch mit Cherif Pascha meiner Liebhaberei Erwähnung zu thun. Natürlich lud er mich sofort ein, seine Gärten, auf die er nicht wenig stolz war, zu besuchen. Ich versicherte ihn, wie sehr ich mich durch seine Zuvorkommenheit geschmeichelt fühle und daß ich freudig bereit sei, seiner beehrenden Einladung Folge zu leisten, unter der Bedingung jedoch, daß ich von Madame Cherif Pascha empfangen werde. Denn da ich bereits die Ehre gehabt hätte, ihr vorgestellt zu werden, so fordere es die Sitte meiner Heimat, daß ich sein Haus nicht betrete, ohne von der Dame des Hauses persönlich begrüßt zu werden. Lächelnd willigte der Pascha in eine Formalität, die er als eine Schikulle oder als ein überflüssiges Stück Etiquette betrachten mochte.

Einer der nächstfolgenden Tage wurde für den Besuch festgesetzt und ich gestehe, daß ich demselben mit erregter Erwartung entgegen sah, obwohl meine leitende Absicht keine andere war, als wenn immer möglich einigen Trost in das Leben einer Frau zu bringen, die mit dem Range einer Adligen, dem Reichthum einer Millionärin und von einem sybaritischen Luxus umgeben, dennoch ärmer und bemitleidenswerther war, als die elendeste Bettlerin, die durch die Straßen einer christlichen Stadt wandert; denn diese steht wenigstens im Genuß ihrer Freiheit.

Ich beschränkte mich darauf, von meinem Besuche diejenigen Einzelheiten zu erwähnen, die auf Madame Cherif Pascha Bezug haben. Umgeben von drei oder vier andern Gemahlinnen des Paschas und von einem Gefolge dienender Frauen, empfing sie mich und meine Begleiterinnen an demjenigen Palastportale, das auf die Gärten hinausging. Zu beiden Seiten des Eingangs zum Harem standen zwei mächtige Gestalten, die aus Ebenholz geschnitten schienen, so tiefschwarz war ihre Hautfarbe und so regungslos ihre Haltung. Dies waren die Eunuchen, deren Obhut die Frauen im Innern des Palastes anvertraut waren und welche dieselben in den seltenen Fällen zu begleiten hatten, wo sie den Fuß außer das Haus setzen durften.

Eine geschwätige Familiarität spielend, legte ich förmlich Beschlag auf Madame Cherif Pascha, und während sie zögernd und betroffen um sich schaute, ohne zu wissen, wie sie es wohl aufnehmen sollte, hatte ich schon ihren Arm in den meinigen geschoben und sie davon gezogen, meine Zunge zur rapidesten Leistung anfeuernd.

Nachdem wir den Andern soweit vorausgeeilt waren, daß sie uns nicht mehr hören konnten, sprach ich bei der nächsten Wendung des Weges: Wenn sie, wie ich vermuthete, sich unglücklich fühle, so wäre ich bereit, ihr einen Dienst zu erweisen, ihr eine Freundin zu sein. Ich wußte zwar nicht, ob es in meiner Macht stehe, etwas für sie zu thun; noch wußte ich, ob sie ihrerseits meine Dienste wünsche. Sollte dies jedoch der Fall sein, so möge sie über mich gebieten und nur bedenken, daß die Augenblicke kostbar und gezählt seien und daß sie mir vertrauen und sich rasch entschließen müsse.

Beinahe entsetzt fuhr die gute, kleine Dame zurück. Augen und Hände zum Himmel erhoben, flüsterte sie, wie von ehrfürchtvollem Grauen ergriffen: „Ja, ja, es gibt einen Gott! Es ist wahr, was die guten Väter sagten: Der Erlöser lebt und er hat diesen Engel gesandt, um mich zu trösten.“ Und ich glaube, sie hätte sich mir zu Füßen geworfen, wenn ich diesem thörichten Beginnen nicht rasch und entschieden entgegengekommen wäre. Beherrschung und äußere Gelassenheit waren in der That sehr geboten, denn schon hörten wir die nahenden Stimmen der Uebrigen. So schüttelte ich der lieben, erschrockenen Dame treuherzig und kräftig die Hand, nahm ihren Arm und zog sie, die Geschwätzigkeit einer Ecluse entfaltend, weiter.

Sobald wir wieder einen Vorsprung gewonnen hatten, bat ich sie nochmals dringend, mir mitzutheilen, ob ich irgend etwas für sie thun könnte. Mit

hoffnungsloser, stiller Ergebung verneinte sie dies und fügte nur bei: „Wenn ich einen Wunsch hätte, so wäre er nur der, sie und da ein Stündchen mit Ihnen zu verbringen, um Sie von Ihrer Heimat erzählen zu hören, wo die Frauen frei sind und wo es ihnen erlaubt ist, zu lesen und zu denken.“

Bevor ich Zeit zu einer Erwiderung fand, hatte uns ein Theil ihrer Begleitung eingeholt, und leider bot sich während des ganzen Besuches, obwohl er mehrere Stunden dauerte, kein einziger Augenblick mehr, um mit ihr allein zu sprechen. Ich war aber fest entschlossen, ihr noch ein letztes Wort des Trostes und der Hoffnung zukommen zu lassen. Ich stellte mich begierig, die Namen einiger seltenen Pflanzen zu erfahren, und um sie niederzuschreiben zu können, erbat ich mir Papier und Stift. Beim Schreiben machte ich aber anscheinend allerlei Schnitzer und Karikaturen, so daß es mir gelang, in französischer Sprache ein paar Zeilen zu schreiben, worin ich der Dame versprach, sie wiederzusehen und dahin zu wirken, daß sie mir einen Gegenbesuch abstatten dürfe. Freilich muß ich gestehen, daß ich in dem Augenblicke, wo ich dieses Versprechen gab, so wenig voraus sah, wie ich es zu erfüllen vermöchte, als wie ich den türkischen Sultan vom Throne stürzen könnte. Mit einem leisen Wink bedeutete ich Madame Cherif Pascha, daß das Papierstreichen für sie bestimmt sei und schob es später unter eine Schale von Konfitüren, welche sie mir freundlich anbot. Gleich darauf zog sie sich zu dem Brunnen zurück, der den Hof schmückte, wo wir eben weilten, und als sie sich wieder zu uns gesellte, beobachtete ich nicht ohne Befriedigung, wie sie mit ein wenig Beilichkonserve mehrere kleine Papierfischgen in den Mund führte.

Einige Zeit nach dem Besuche in den Gärten Cherif Paschas sandte ich an Madame eine zereemonielle Einladung, mich zu besuchen. Wie ich erwartet hatte, erhielt ich eine ebenso zereemonielle Ablehnung.

Darauf sorgte ich wiederum für eine Gelegenheit, mit Cherif Pascha zusammenzukommen und äußerte gegen ihn mein Verlangen über die Behandlung, die mir Madame Cherif Pascha hatte angedeihen lassen.

Der Pascha gab sich große Mühe, mir die Sitten und Gewohnheiten orientalischer Frauen zu erklären, allein ich wollte mich weder belehren noch begütigen lassen. Stief bestand ich darauf, daß ich Madame Cherif Pascha besucht habe und daß sie mir einen Gegenbesuch schulde. Nach einem langen Sturme, während dessen ich, ich gestehe es, alle einer Dame innert den Grenzen der Höflichkeit und des Anstandes nur zu Gebote stehenden Mittel erschöpfte, kapitulirte der Pascha. Wir einigten uns, daß Madame mir schreiben und einen der nächsten Tage für ihren Besuch festsetzen sollte. Nach fernerer Abmachung durfte an dem Besuchstage in meinem Hause kein männliches Wesen zugegen sein; der Eingang sollte vom Obern eunuchen Cherif Paschas bewacht und ein zweiter Eunuche vor die Thüre des Zimmers postirt werden, in welchem der Empfang stattfand, und endlich durfte demselben Niemand außer den Damen meines Haushaltes beivohnen.

Und der Gegenbesuch fand statt unter strikter Beobachtung all' dieser Formalitäten. . . Der Eunuch, der mein Haus bewachte, war der vor einiger Zeit in Konstantinopel verstorbene Hafis Behran Aga. Zu jener Zeit im Besitze Cherif Paschas, wurde er von diesem bald darauf dem Sultan zum Geschenk gemacht.

Es ist nicht nöthig, meine Unterhaltung mit der unglücklichen Dame hier in allen Einzelheiten wiederzugeben. Was den tiefsten Eindruck auf mich machte, war, hier, wo wir ungehindert uns aussprechen konnten, wahrzunehmen, wie sehr sie selbst über ihre verzweifelte Lage im Klaren war, viel tiefer, als ich mir selbst einzugestehen wagte. Die stille Verzweiflung, womit sie die Unmöglichkeit betonte, daß sie in ihrem Leben eine mildernde Verringerung eintreten könnte, war unendlich rührend und Theilnahme erregend. Sie war eine türkische Unterthanin — in diesen zwei Worten war Alles zusammengefaßt. O, diese Frau, der ich Trost und Hilfe zu bringen vermeint hatte, mußte mich zuletzt in meinem ohnmächtigen Kummer aufrichten!

Nur Eines, äußerte sie endlich, könnte ich für sie thun: ich könnte ihr einige Bücher geben. Rasch durchsuchte ich meine Büchergestelle und wählte drei Bücher für sie aus: Michelet's „Die Fran“, Souvestre's „Freuden des Alters“ und Balzac's „Eugenie Grandet“. Und wir rissen die Deckel und überflüssigen Blätter von den Einbänden, damit sie dieselben leichter in ihren Kleidern verbergen konnte.

Nachdem dies geschehen war und wir das Versprechen ausgetauscht hatten, uns so oft als möglich sehen zu wollen, ließen wir die Thüren des Salons weit aufmachen und nahmen Abschied voneinander, mit all' den Handküssen, Salaams und dem Luftkuss, der zum Zeremoniell gehört.

Und ich hatte Madame Cherif Pascha zum letzten Mal gesehen!

Ich vernahm bald darauf, daß Cherif Pascha seinen Harem in das Innere des Landes gesandt habe. Als ich mich nach Madame erkundigte, wurde mir mit außerlesener Höflichkeit der Bescheid erteilt, daß sie sich ganz wohl befinde und demnächst wieder nach Kairo zurückkehren werde, — wäre es auch nur um des Vergnügens willen, mich wieder zu sehen. Aber sie kehrte nicht wieder!

Ich wunderte mich oft schmerzlich, ob die gedruckten Blätter, welche bestimmt gewesen waren, ein paar Stunden ihres trüben Daseins aufzuheben, entdeckt worden seien und wohl den Ansioß gegeben hatten, die Fesseln ihrer Sklaverei nur noch straffer anzuziehen.

Ihr Geschick war eines der Geheimnisse, die Hafis Behran Aga so wohl zu hüten verstand.

Wirkung des Tabakrauches auf kleine Kinder.

Ich habe einen Mann gekannt, dessen Freude es war, zu gleicher Zeit sein Weib, sein Kind und seine Pfeife um sich zu haben. Es war ein junges Paar und ließ es sich nicht im Traume einfallen, daß die Pfeife dem Kinde schädlich sein könnte. Mein der kleine Liebling gebieh nicht, aß nicht, schlief unruhig, sah bleich und mager aus und das erste, was es sprechen lernte und mit kläglichem Stimm wiederholte, war das Wörtchen „krank“. Die Eltern gerietzen hierüber beinahe in Verzweiflung, suchten das kleine Mädchen mehr in frische Luft zu bringen, wechselten mit der Milch, ließen das Brunnenvasser prüfen, änderten die Nahrung — alles umsonst. Endlich äußerte Jemand das Bedenken, daß der Tabakrauch dem Kinde nicht zuträglich sei.

Der Vater wies diese Zumuthung so entschieden von sich, daß er es gar nicht auf eine Probe ankommen lassen wollte. Die Mutter aber nahm sich vor, ganz im Stillen einen Versuch anzustellen. Sie wußte es einzurichten, daß das Kind zur Zeit des Rauchens nie mehr in der Stube war und diese gehörig gelüftet wurde, ehe es wieder hineinkam. Und siehe — vor Umlauf eines Monats hatte sich sein Appetit gebessert, es schlief ruhiger, begann zu wachsen und blühender auszu sehen.

Wie es auch bei vielen Erwachsenen der Fall ist, hatte der Rauch bei dem Kinde Ekel erregt; in Folge mangelnder Eklust war es ungenügend ernährt, schlief deshalb schlecht und litt unter allerlei andern Uebeln, welche der Mutter so großen Kummer verursachten und welche sie sich um so weniger zu erklären vermochte, als ihr kleiner Liebling von Natur aus gesund und vollkommen war. B.

Sinn-Sprüche.

Wenn die Größe und die Stärke sich um's Schwache sorglich mißt,
Ist's ein Anblick voll Entzücken für ein sinniges Gemüth.

* * *
Lieblos schließt die Herz und Thüre zu,
So lange nicht dein Nächster dahin;
Doch ging er zur Ruh, so zerfließt du
In Liebe, Gewissen und Zart Sinn.

* * *
Wenn nicht unerträglich werden
Will ein „Frommer“ hier auf Erden,
Muß er doppelt, dreifach zeigen,
Daß ihm jede Tugend eigen.



Gesegnete Reise.



Für die Junge Welt.

Gratisbeilage

zur

→ Schweizer Frauen-Zeitung ←

Erscheint am ersten Sonntag jeden Monats.



St. Gallen.

→ No. 7. ←

1888.

Geseignete Reise.

(Zum Titelbilde.)

Des Waldes Dunkel dem Licht entfloß —
O goldener Sommermorgen!
Was jauchzet ihr Wand'rer so seelenfroh?
Seid Leutchen wohl ohne Sorgen?

Euch scheinen Gepäck und Füße nicht schwer,
Und das Herz wie da unten die Quelle!
Wo nehmt ihr den sonnigen Frohsinn her
Und den Sang wie die Vöglein so helle?

Ihr scheint sie zu kennen, so gebt uns Bericht,
Ihr Lagerer dort am Stege!
So holdes Geleite sonst grüßte nicht
Die Wand'rer fürbas auf dem Wege.

Und auf springt das Zwerglein, die Flöte vom Mund,
Das Käppchen fein höflich in Händen
Und schmunzelt: „Ihr Kinder, ich thu' es euch kund,
Gern will ich das Märlein euch spenden:

Hopp, hopp, hopp, im Morgenschein
Liefen die im Walde,
Waren hungrig balde;
Doch da war nicht schlimme Noth:
Vollgepackt mit Wurst und Brod
Und mit kräft'gem Trunke Wein
War von Haus das Ränzelein.

Kam ein armes Mägdlein d'rauf
Still des Wegs gegangen,
Blickte voll Verlangen
Auf die guten Bissen hin.
Und der braven Buben Sinn
Gab die eig'ne Labung auf,
Dringt dem Mägdlein Alles auf.

Ränzel blieb und Magen leer,
Doch die Büblein heiter
Geh'n im Walde weiter,
Legen da ihr Ränzel ab;
Durst treibt sie zum Bach hinab,
Suchen d'rauf im Wald umher
Sich zur Speise Beer' um Beer'!

Da rutscht' ich, das Zwerglein, flink daher
Und sah mich beim Ränzel alleine
Und steckte darein, bis es voll und schwer,
Viel seltene Edelsteine.

Husch — war ich versteckt, denn die kamen zurück,
Den köstlichen Fund zu entdecken;
Sie ahnten aus freundlichen Händen das Glück,
Und mein Flöten befreit sie vom Schrecken.

Nun wandern sie hin zum Städtchen dort,
Großvater die Freude zu künden. —
Die liebende That und das gute Wort
Stets reichlichen Segen finden.

Der kleine „Mann“ der Familie.

Aus einem Londoner Vorstadthause war soeben der Arzt getreten und hatte eine Familie, die seit Kurzem dort wohnte, in großer Bekümmerniß zurückgelassen. Denn in den Lehnstuhl gebettet, lag da klein Sibbie, der sechsjährige Liebling Aller, von einer schweren Lungenentzündung genesen, aber so müde, mit so bleichem, schmalem Gesichtchen, daß der eben da gewesene Arzt dringend gerathen hatte, das Kind an die stärkende Luft der Meeresküste zu bringen. Der gute

Doktor hatte eben keine Ahnung, wie sehr es hier, in dieser hübsch geordneten Häuslichkeit, am Gelde dazu fehlte.

Denn Sibbie's Vater, Herr Thyrrel, war vor etwa einem Jahre gestorben, und nun mußte die kummervolle Mutter, obgleich sie mit ihren vier Kindern: Eduard, genannt Teddy, Elisabeth, Sibbie und Dora, in ein ganz einfaches Haus gezogen war und viele schöne Sachen verkauft hatte, doch um so ängstlicher sparen, als Sibbie's Krankheit viel Geld gekostet hatte und Niemand mehr war, der für die Familie sorgte. So war es ein recht trübseliger Abend, an dem jetzt die Mutter ihr krankes Kind zu Bette brachte und Elisabeth ihre Handarbeit mit einem kleinen Seufzer bei Seite legte, um den Thee zu bereiten, während Teddy die Lampe anzündete, um Schulaufgaben zu schreiben. Aber er war zerstreut; er sann und dachte und grübelte immer an dem einen Gedanken herum: „Ich bin der einzige „Mann“ in der Familie, ich sollte helfen, mir hat der Vater auf dem Krankenbette die Hand gegeben und anbefohlen, sobald als möglich für die Mutter und Schwestern zu sorgen. O, daß ich noch in die dumme Schule gehen muß! Ich möchte lieber Packträger sein, oder — ja was? Ich kann ja nichts verdienen, obgleich ich bald 13 Jahre alt bin.“ Und im Bette warf er sich unruhig hin und her, und quälte seinen Kopf mit der Frage, wie er wohl Geld ins Haus schaffen könnte, um der „Mann“ der Familie zu sein? Elisabeth konnte der Mutter schon viel mehr nützen und war doch nur ein Jahr älter. Nun fiel ihm Elisabeth's Handarbeit ein, die sie sich jetzt nur noch an Abenden zur Erholung erlauben durfte, seit sie kein Dienstmädchen mehr hatten. Da häfelte sie die niedlichsten Spitzen und Kragen für sich und die Mutter, sie hatte früher mit ihren Mitschülerinnen um die Bette probirt und erfunden und eine vielbewunderte Kunstfertigkeit darin erreicht. Das — das gab ein Verkaufsartikelf — o, er wollte sich nicht schämen, die Arbeiten seiner Schwester von Haus zu Haus anzubieten! Am Morgen legte Teddy voll Freude und Eifer seinen Plan vor und erntete eine stille, dankbare Umarmung von seiner Mutter; aber Elisabeth's Stolz fuhr gewaltig auf: „Das wäre ja eine Schande für unsere Familie; dann merken ja die Leute, daß wir arm sind und verachten uns; und ich will nicht meine selbststudirten Spitzen so gemein um Geld verhandeln lassen!“

„Elisabeth, Kind!“ warnte da die Mutter, „was für einen falschen Stolz hast Du da! Ist denn nicht Teddy ein ganzer kleiner Ehrenmann, da er schon um das Wohl der Familie sich bekümmert? Wohl wird es ihm nicht erspart bleiben, hie und da von der Thüre gewiesen zu werden; aber ruhig wird er es über sich ergehen lassen, weil er sich des ehrenvollen Zieles bewußt ist, für sein krankes Schwesterchen

zu sorgen. Wie viel edler und schöner würde mein ältestes Töchterchen handeln, wenn es den Bruder liebevoll unterstützen würde in seinem Plan! Nichts macht dem Menschen Unehre, als nur seine eigenen selbstsüchtigen und bösen Gedanken!" Allmählig begriff Elise, und als nun die Mutter das bleiche Schwesterchen aus der Kammer holte und zum Aufbleiben ankleidete, da fuhr bei jedem Blick auf das Kind der frohe Eifer zum neuen „Geschäft" auch ihr in Herz und Hand, also daß sie die zierlichsten Muster erfand und mit gewandten Fingern zu Ende führte. Die fertigen Spitzen befestigte sie mit Stecknadeln auf blaues Papier, um die Musterchen schön deutlich zu zeigen, und heftete auf zwei Kragen niedliche blaue Bandschleifen. Dann packte sie Alles hübsch in ein sauberes Körbchen, und Teddy, der dabei stand, überlegte schon in Gedanken seine Forderungen für die zierliche Waare. Jetzt war es Samstag Nachmittag und unser Geschäftsmann machte sich auf die Reise. Nach den schönen Häusern über die Brücke ging sein Ziel und er hatte sich vorgenommen, recht muthig auf jede Thür loszusteuern; aber nun ward ihm doch ein wenig beklommen zu Muthe bei seiner peinlichen Aufgabe, Waare zum Verkauf anzutragen. Recht schüchtern zog er die erste Glocke, und war beinahe froh, nicht gehört worden zu sein. Auf der Straße hielt ein Milchwagen, und ein schmuckes Hausmädchen wartete dabei. Da getraute sich Teddy, hastig sein Körbchen aufzumachen, und das Mädchen schaute gelüstend den lockenden Inhalt an. Aber als sie den Preis der schönen Handarbeit hörte, wandte sie sich von Teddy weg und lief eilig in ihre Hausthür. Jetzt stand unser Handelsmann vor einem schönen Gartenthor und öffnete dasselbe zaghaft, wodurch ein Schellchen in Bewegung gesetzt wurde. Auf dies Zeichen trat ein kleines Mädchen heraus, in seinem Sammtkleidchen und mit langem braunem Haar, mit Augen von heißem Glanz und dunkelglühenden Wangen. Wäre Teddy nicht selber aufgeregter gewesen, so hätte er des Mädchens Unmuth und zornige Laune von weitem gemerkt; jetzt aber hatte er nur Sinn für seinen Wunsch, zu verkaufen. „Nein, wir kaufen nichts, geh' Du fort!" Und als Teddy voll Erstaunen über diese unfreundliche Behandlung da stand, stampfte das Herlein gar mit dem kleinen Fuß und drohte mit Hinausjagen. Enttäuscht, aber erhobenen Hauptes entfernte sich Teddy, und sah nun auf der Straße etwas Dunkles, Glänzendes liegen. Er hob es auf, es war eine alte Geldbörse mit nur etwas geringer Münze und einem Küchenrezept, und Teddy betrachtete alle Vorübergehenden, ob kein Suchender darunter sei. Als ihm dies nicht der Fall zu sein schien, steckte er den Fund zu sich, halb gedankenlos, denn seine Gedanken waren ja schon wieder beim Spitzenverkauf. Endlich schien es ihm zu gelingen. Im

nächsten Hausflur würdigten eine Köchin und ein Zimmermädchen den Inhalt des Körbchens einer angelegentlichen Betrachtung, und schon hatte die behäbige Köchin mit brauner Haut und schwarzem Haar einen duftigen Kragen zur Probe angelegt und den Preis von 1 Krone (etwa 6 Fr.) ruhig vernommen, als Teddy das unglückliche Wort beging: „Sie können ja die blaue Schleife leicht abtrennen!“

„Warum?“

„Nun, weil es nicht zu Ihrer Farbe paßt. Meine Schwester sagte, daß nur ganz feine, weiße Frauen solche Kragen mit Himmelblau tragen können!“

Das war freilich keine Schmeichelei, und zornig warf die Köchin ihren weißen Schmuck hin und polterte in der Küche. Um den Verdachten, der sein schauerliches Verbrechen nicht einmal einsah, zu beruhigen, kaufte ihm die artige Lene einen Kragen und ein Stück Spitze ab, und schon glaubte Teddy, sich des ersten Erfolges freuen zu dürfen, als sich ein böses Geschick, wie Wetterwolken, über seinem Haupte zusammenzog. Die Köchin, bei welcher die Lene für den Augenblick Geld wechseln wollte, bemerkte plötzlich den Verlust ihrer Börse, und ohne eine ruhige Frage zu thun, fuhr sie den armen Teddy an: „Zeig' her, hast Du die Börse?“ Plötzlich erinnerte sich dieser an seinen Fund und reichte das alte Geldtäschchen hin. Die Köchin öffnete es und schrie: „Das Goldstück, Bube? Wo hast Du's?“

„Gold?“ fragte Teddy voll Schreck entgegen, und sofort fiel die Köchin über den armen Jungen her und suchte ihm die Taschen aus. Und welch' ein Schrecken für Teddy und die gutmüthige Lene: Zwischen Bleistiftstümmelchen und Taschenmesser, Knöpfen und Kreide, die in buntem Durcheinander aus der umgekehrten Tasche auf den Boden fielen, klingelte es hell von einem goldenen halben Sovereign (= 12¹/₂ Fr.) Das war so zugegangen: Als Teddy beim ersten Untersuchen nur die Kupfermünzen sah, war das Goldstück schon durch das schadhafte Futter geschlüpft und nachher in seiner Tasche vollends aus der Börse heraus, durch eine offene Nahtstelle in derselben. Aber Niemand konnte das Alles jetzt ruhig übersehen. Teddy's Schrecken sah aus wie Schuld, und die Köchin hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem eben die Treppe herabkommenden Herrschaftssohn zuzurufen: „Wollten der Herr die Güte haben, die Polizei zu holen, da ist ein Dieb festzunehmen!“

Welche Aussicht für den armen Teddy! Von der Polizei hinten am Kragen durch die Straßen der Stadt geführt zu werden! Und welche Schande für seine Familie, deren Versorger er als einziger Mann hatte sein wollen! Das war unerträglich, und in einem unbewachten Moment, den ihm die Lene einrichtete, entfloh Teddy blitzeschnell aus dem Hause;

aber er schlug nicht seinen bekannten Heimweg an; denn von dorthier sah er den jungen Herrn Walter mit dem Polizeimann kommen; die aber hatten den Flüchtling auf der andern Straße entdeckt und nun begann die Verfolgung, von Schulbuben unterstützt, und die Rotte rief in stets verstärktem Chor: „Haltet den Dieb, haltet den Dieb!“

Ein Zwischenkapitel. Winifred.

An diesem gleichen Samstag schaute aus dem hohen Bogenfenster eines wunderhübsch eingerichteten Kinderzimmers im Hause Thornton ein verzweifelttes Gesichtchen, dem wir heut auch schon begegneten — mit braunem Haar umrahmt. Beständig fuhr das feine Taschentüchlein nach den Augen — kein noch so herrliches Spielzeug reizte den kleinen Trostkopf. Das Brüderchen mochte auf dem weichen Bodenteppich noch so schön bauen, Winifred spielte nicht mit ihm, und wenn der Kleine betrübt sein Schwesterchen herziehen wollte, schüttelte es ihn voll Mißmuth ab. Was war denn nur der kleinen Unzugänglichen Schlimmes begegnet?

„Winifred,“ rief die gütvolle Mutter, die am andern Fenster saß, „darfst Du es denn alle Menschen fühlen lassen, daß Du Dein Hündchen verloren hast? Sollen denn Alle um Dich her unglücklich sein, weil Du es bist?“

„Aber, Mama! Möchtest Du denn, daß ich spiele und vergnügt sei, wenn ich gar nicht weiß, wo Flossie herumirrt? Ob er von einem Wagen erdrückt oder gestohlen worden ist? O mein armes Hündchen! Wo kannst Du nun schlafen?“ Und von Neuem brach der Jammer los. Da nahm die Mutter ihr Töchterlein auf den Schoß und sagte: „Meine Winifred sollte lernen, ihren Schmerz ruhiger zu ertragen. Gewiß hat der liebe Gott, ohne dessen Willen kein Späzlein vom Dache fällt, eine gute Absicht gehabt, wenn er Dir Dein Hündchen verborgen hat. Und ob er Dir's wiedergibt oder nicht, schaut er jedenfalls herab, ob Winifred Thornton ein geduldiges Kind sei, das in seinem Schmerz doch ruhig und gut gegen die Menschen sei.“

„O ich kann heute gar nicht gut sein, ich bin ganz abscheulich — aber ich kann nicht anders! Ich war auch so unartig gegen einen Knaben, welcher etwas verkaufen wollte. Ich jagte ihn fort — und jetzt thut es mir so leid und ich kann es ihm nicht abbitten!“

„Weißt Du,“ sagt jetzt die Mutter, „sag' Du Alles dem lieben Gott, wie Du mir's jetzt erzählt, und höre auf seine Stimme in Deinem Herzen!“

Und klein Winifred that es, aber ganz allein im andern Zimmer, und dann mußte sie, daß sie vom Augenblick an ganz still ihr Taschentüchlein einstecken und mit dem Brüderlein spielen und gegen Alle ringsum gut sein mußte, und dann ging der böse Tag viel ruhiger zu Ende.

Teddy's Flucht.

Als Teddy vor seinen Verfolgern floh, achtete er auf keinen Weg mehr und stand jetzt plötzlich vor einer Eisenbahnlinie, auf welcher, jetzt noch 20 Schritte weit, der Zug heranbrauste! Hinüber! Hinüber — oder er war der Schmach der Gefangenschaft verfallen. In aller Schnelligkeit, dennoch auf die Schienen achtend, gelangte er, durch seinen Schutzengel barmherzig behütet, unversehrt auf die andere Seite, und die Länge und Schwerfälligkeit des Güterzuges war seine Rettung. Denn längst war Teddy den Blicken der Verfolger entschwunden, als der Zug die Aussicht wieder freiließ, und befand sich nun in einem Waldesdickicht wohl geborgen. Dort warf er sich aufgeregt, erschöpft und verzweifelt auf die Erde, denn wie konnte er nun wieder wagen, in seine Stadt zu wandern? Er hatte zunächst auch nur das eine Verlangen: auszuruhen. Da lag er, um sich herum würzige Sträucher; durch die Bäume lachte friedlich der blaue Himmel und glitzerte das Sonnenlicht. Vögel zwitscherten und ein Bächlein murmelte in der Nähe sein friedliches Lied. All diese Stille, dieser Frieden war eine köstliche Wohlthat für den armen Flüchtling, und er hatte nun doch wieder Muth gewonnen, heimwärts pilgern zu wollen. Aber er war ganz fremd in diesem Waldgebiet und verirrte sich immer weiter in das Dickicht, auf's Neue geängstigt von der entsetzlichen Wahrscheinlichkeit, im Walde verloren zu gehen und zu verhungern. Da hörte er ein klägliches Schmerzensgeheul von einem Thier, lief und spürte dem Laut nach und entdeckte ein niedliches weißes Hündchen, das mit einem Vorderfüßchen in die abscheuliche Gefangenschaft einer Fuchsfalle gerathen war. Schnell befreite Teddy das niedliche Thierchen, trug es zur Quelle, wusch ihm mit Liebe und Sorgfalt das Füßchen und verband mit seinem Taschentuch die Wunde; für alle diese Liebesdienste dankte das niedliche Thierchen durch die größte Zärtlichkeit und ließ sich eine Weile ruhig tragen, während Teddy mit neuer Anstrengung nach seinem Heimathsort spähte. Da verlangte der kleine unbekannte Vierbeinige plötzlich selber zu laufen und schnupperte nun mit so sicherem Instinkt dem Boden entlang, daß beide bald auf richtigem Weg zu Teddy's Hause gelangten und dort, nach immer angstvollerem Warten, mit einem wahren Freudentumult empfangen wurden. Froh, den Einzigen nur wieder mit heilen Gliedern in die Arme schließen zu können, wollte die Mutter für heute den erschöpften Teddy nur erst mit Speise und Trank erquicken und dann zu Bette schicken, wo er dankvoll seine Glieder dehnte; und am andern Tage erst erzählte er im Zusammenhang seine abenteuerliche Geschäftsreise. Dann wurde, zum großen Leidwesen der Kinder, nach der Ausschreibung des Hündchens gespäht, und Teddy selbst mußte, als

Finder, das niedliche Thierchen an Winifred zurückbringen, wo er für den Fund sowohl, als für die erlittene Behandlung durch das Kind, reichlich belohnt wurde, nämlich mit einem ganzen Sovereign = Fr. 25. Ein paar Tage darauf, während welcher er in der Schule schweren Stand gegen das vielfache Mißtrauen der halb von der Sache unterrichteten Kameraden hatte, schaute er einmal einer vom Winde getriebenen Figur über einer Firmatafel in der Straße zu, als er plötzlich von hinten am Rockfagen ergriffen wurde und unter dieser Führung zum Arrest wandern sollte. Aber jetzt wurde Winifred seine Wohlthäterin gewahr, die an ihres Vaters Hand schon von weitem rief: „Papa, man will dem Teddy etwas Böses thun, man darf nicht, er ist gut!“ Und Herr Thornton als Polizeiminister ordnete an, daß in dem Hause, wo Teddy die Börse genommen haben sollte, noch einmal ein friedliches Verhör angestellt wurde, mit dem Ergebniß von Teddy's völliger Unschuld. Die schwarze Köchin mußte noch froh sein, mit dem Abkauf ihres probirten Kragens ungestraft davon zu kommen, und dann begleiteten Herr Thornton und Winifred den fröhlichen Teddy ehrenvoll nach Hause, um Frau Tyrrel und die Kinder zu beruhigen.

Und einen Tag später besuchte Frau Thornton die Familie Tyrrel und lud Sibbie ein, im nächsten Monat mit ihr und Winifred in's Meerbad zu reisen für sechs ganze Wochen, und ließ für die beiden kleinen Badereisenden lauter gleiche Kleidchen nähen: gleiche Schwimmkleidchen, gleiche Sandspielröckchen, gleiche Spazieranzüge und gleiche Hüte, Schuhe und Strümpfe, so daß sie wie zwei Schwesterchen sich am Strande ergözten und herrlich gesund und vergnügt heimkehrten. Später nahm Herr Thornton den Teddy in das Bureau und sorgte für seine Ausbildung, daß er als wirklicher „Mann der Familie“ den Seinen eine tüchtige Stütze wurde.

An die Kinder.

Genießet die Tage der Jugendzeit
In froher, unschuldiger Heiterkeit;
Doch, liebe Kinder, vergesset es nie,
Auch tüchtiges Lernen erfordert sie;
Die Zeit, sie verrinnet in eilendem Lauf,
Bald thut sich das ernste Leben Euch auf;
Nützt redlich die Zeit, das bringt Euch Gewinn
Und führet zu wackerem Ziele hin.

Wie's em Amsle-Väterli emol g'gangen ist.

E Vogelg'schichtli.

Emol am ene wunderschöne Juni-Obed händ zwei Amsle in ihrem Neub'baute Hüsli uf eme Birebaum obe herzig g'schwätzlet mitenand. Wie si e schöne Stimm händ, de ganz Hals voll Liedli, wüßed fast alli Chind, und wenn die zwei Kamerädli im Nest erst no so artig pläuderlet händ, hett me's halt grad möge-n-abeneh und verdrucke vor Freud.

Also 's Amslemütterli ist deheim gfi de ganz Tag und hät sini drei g'spriggelete-n-Eierli g'hüetet und d'deckt; und 's Väterli ist flißig g'sloge vom Morge bis z' Obed, go öppis z'esse sueche für sich und 's Mütterli, — bald e Würmli vom Bode, bald e Flüge us der Luft, bald e Brodbrösmeli bim ene Menschehus. Do isch es z' Vesper ebe-n-e bißli deheim blibe und hät g'seit: „Häsch es langwilig g'ha, Schätzli? So allei? Du verbarmist mi gwüß, daß d' nit chast mitflüüge-n-i die grüne Gärten und Wiese, 's ist so lustig vorusse!“ Aber 's Amslemütterli hät so z'fride driglueget und ist e bißeli ewegg'rutschet, go em Väterli die Eili zeige-n-und hät g'seit: „„Flüg du nu und mach di lustig, mi Freud ist deheim i üserem Nestli! I bi jo z'friede, wenn d' allpott emol hei chunst go Grüezi säge und mir wieder e Schnäbeli voll bringe!““ „Du guet's Wibli,“ seit do 's Amsleväterli wieder, „wenn i dir nu chönnt öppis recht Süßes, Guets z' Nacht bringe! Säg, was hettist am liebste?“ „„D, e Chrieseli, e schwarzes! Hät's scho?““ „Rei, die sind jek halt no nit rif, sie hanged no grünen i de Bäume; i gang all Tag go luege, me cha no nit dri biße, ohni daß 's Gim de Schnabel z'sammezücht!“ „„Aber öppe en Erdbeerli? Durst und Glust noch so me ne saftige Mümpfeli hett i scho!““ „Erst no! En Erdbeerli! Das chan i dir gwüß bald uftische, wart nu! Dört im selbe große Garte sind sie scho lang e bißeli roth z'oberst; aber i suech dir eins, wo ringsum rif und süß ist! Also Adie, Wibli! I chumm bald wieder!“ Und fort flügt das schwarz Mannli und sitzt ganz uschuldig z'erst uf enen Zwetschgebaum bim selben Erdbeeribeet, go güggse, weles Beerli daß es denn g'schwind well stibize. Aber o weh! Was ist jek das: grad präzis so wit, als d' Erdbeeri göhnd, ist e heillooses Netz g'spannt, daß me-n-eifach nit hät chönne zue. Uesers Amseli aber hät doch sim liebe Fräuli en Erdbeertörtli versproche, und „ein Mann, ein Wort“, hät's d'denkt und d' Federe gwaltig ufgestellt, und ist efange-n-uf de Bode-n-abegsloge und am Netzrand no-g'jücklet go Würmli picke, bis 's e g'schidts Löchli g'funde hät, zum unders Netz undere schlüüfe. Es hät gwüß nu a's Wibli deheim denkt und drum e Wili noch em aller-

schönste Beerli g'suecht. Aber wie's do glücklich eins abg'rupft hät vom Kelchli und recht hät welle Sorg hebe, daß's es nit verdruckt: do hät's nümme-n-a das dumm Nêz d'denkt und welle vom Gartebeetli grad ufflüge! Do isch es natürli eimol über's ander a's Nêz ane g'schosse-n- und efange-n-i tusig Nengste-n-umegflatteret under dem Nêz und hät fein Usweg meh g'funde. Und jêzt hät erst no de Gärtner das G'flatter bemerkt und ist hurtig herchoh und hät mit finer große, ruuche Hand under's Nêz undere g'langet und der arm, arm Vogel füre g'noh und erst no mit em g'schimpft — wie cha me-n-au!

Und do hebet er ihn fest und lauft mit em zum Herrschaftshus und rüeft em Töchterli, das hät Maria g'heiß, und fröget, ob's die Amzle well b'halte, sie chönn prächtig singe! Und 's Töchterli ist voll Jubel go d' Magd froge, ob si so guet sei und ihm 's Vogelchäfig us em Uzug abeholi und richti, und denn händ si das arm Amzleväterle i's Chäfig g'sperret und ihm Zucker und Salotblättli und Depfelschnitzli und Brod uf alle Site aneg'schoppet. Und 's Marieli ist allemil debi g'stande-n- und hät welle lose, wie de Vogel chönn singe!

„Aber wohl! — Im Chäfig sing i fei Ton,“ hät's Amzleväterli g'seit; „wenn Ihr mi wend höre singe, müend Ihr mi ufeloh — i mach en Chopf, so lang i do bi.“ Und richtig ist d' Amzle-n-in-e Winkeli g'sesse-n-und hät fei Mucks g'macht.

Do chunt d' Mama vom Marieli heim und hät de Vogel aglueget und verstande und hät zum Marieli g'seit: „Was würdist du säge, wenn me di wett de ganz Tag in e Chammer voll Chröml i sperre und du nümme chönnst im Garten und uf de Gass' umespringe und Seil jucke-n-und Fangis mache-n-und Balle werfe und Ringereihe spile mit andere Kamerädli?“

„Denn thät i rüefe, me söll mi ufeloh!“

„Und wenn me di denn nit ließ und thät säge, du chönnst jo i der Chammer au lustig si und umejucke-n-und singe?“

„Denn thät i — en Chopf mache, wie d' Amzle do!“

„Und wenn du erst no in ere-n-andere Chammer wärist, bi frömde Lüte und nie chönnst hei zu dim Hus und d' Lüt thäted di fest hüete-n- und nit fortloh?“

„Denn wäred das bösi Lüt!“

„Also,“ seit do d' Muetter, „wirst du doch nid welle, daß das Bögeli do, wo gern hei möcht i sis Nestli, denkt, du seiest e böses Chind?“

„Nei, o nei! I will lieber, daß mi 's Bögeli gern hät und denkt, i sei brav. — I lo's lieber wieder flüüge! Aber weiß es denn de Heimweg?“

„So frili, es hät scho lang blanget, bis es chönn heim zum Amerädle!“

„„Also, jeh mach i uf!““ seit's Marieli, stellt 's Chäfig uf's Fensterfims und lueget seelebergnüegt zue, wie d' Umsle z'erst halbe schüüch under's offe Husthürli schlüüft, d' Flügel ufmacht und — juhu! — devo flüügt zu sim liebe, liebe Bibli, wo scho lang briegget hät vor Angst und Chummer, und jeh verzellt's ihm sis Erlebniß, no e paar Stund lang i der laue Sommernacht.

Mein Kind.

Komm' her zu mir in meinen Arm,	Du lächelst — ja dir ist so wohl,
Hier ruht sich's weich und lind,	Wenn du bei Mutter bist,
Und leg' dein Köpfchen an mein Herz,	Die deine kleinen Schmerzen all'
Du armes, krankes Kind.	Dir von der Stirne küßt.

Ja, lächle nur, solch' sel'ge Zeit
Kommt nimmer mehr zurück,
Wo du mein höchstes Kleinod bist,
Und ich dein ganzes Glück!

Bertha Hallauer.

Ziegen-Freundschaft.

Von I. Engell-Günther.

Ziegen sind sehr anmuthige Thiere, deren drollige Sprünge und komische Bewegungen zugleich immer eine gewisse künstlerische Schönheit zeigen, die jedem aufmerksamen Beobachter auffallen muß. Sie sind auch sehr gelehrig und beweisen sich für gute Pflege herzlich dankbar, obgleich sie die Freiheit lieben und eigentlich nur da gut gedeihen, wo man ihnen viel lustiges Klettern in Berggegenden, die auch die würzigsten Kräuter für sie haben, ohne Beschränkung gönnt. Dann geben sie aber eine sehr gesunde Milch, durch die schon mancher Kranke und Schwache seine Gesundheit wieder erlangt hat, oder gute schmackhafte Käse, die mit Brod eine recht schöne, nahrhafte Speise bieten. Im Allgemeinen sind sie sehr munter und lustig, aber bei Regenwetter scheinen sie merkwürdig trübe gestimmt, da sie dann, wenn irgend möglich, eng aneinander gedrückt, mit den Köpfen nach der Wand gekehrt, oder in dem Winkel zur Erde blickend, ganz still zu stehen pflegen und stundenlang fast unbeweglich bleiben. Sobald aber ein Sonnenstrahl über die Wand huscht oder ihre Häupter berührt, fahren sie empor und springen davon.

Alles das habe ich in Brasilien oft bemerkt, und die Ziegen sind mir dort immer eine angenehme Gesellschaft gewesen, weil sie mit

einer gewissen Selbstständigkeit und großer Tapferkeit für ihren Unterhalt zu sorgen verstanden und dennoch ihre Zugehörigkeit zu mir nie vergaßen. Freilich aber zernagten sie manches junge Bäumchen, vernichteten Bohnen- und Erbsen-Pflanzungen, wenn sie selbe erreichen konnten, und zertraten Flaschen und Töpfe, denen sie vielleicht begegneten. Da hieß es eben Acht geben und dergleichen Uebelthaten unmöglich machen, weil Zureden und Strafen doch keinen Nutzen gehabt haben würden. Die Natur dieser Thiere läßt sich eben nicht ändern, und so darf der Mensch es auch nicht mit Härte versuchen wollen, muß im Gegentheil aber sich bemühen, mit Klugheit allem Schaden vorzubeugen und im Uebrigen sich der guten Gaben, die er durch dieselben hat, mit Dank zu erfreuen wissen.

Als ich die erste Ziege zum Geschenk erhielt, hatte sie gerade ein Zicklein, und sowohl Mutter als Kind gewöhnten sich bald so sehr an mich, daß ihre Anhänglichkeit und Drolligkeit mir viele Freude machte. Das Kleine erkrankte jedoch nach einiger Zeit und starb, trotz aller Mühe, die ich mir gab, um es zu retten. Von da an wurde dann die Alte meine stete Begleiterin, und sie verließ mich wirklich keinen Augenblick mehr. Sie folgte mir, wohin ich auch gehen mochte, und wehrte jedes andere Thier mit ihren Hörnern von mir ab, schien überhaupt keine Furcht zu kennen und griff selbst die bösesten Hunde furchtlos an, wenn diese sich in die Küche schleichen wollten, um womöglich einen guten Bissen zu stehlen. Nachts schlief sie vor meinem Bette liegend, und am Tage hielt sie Wache an der Thüre, wenn ich im Hause beschäftigt war, indem sie Niemanden eintreten ließ, den ich nicht zu mir rief. Mußte ich zu Pferde steigen, so trottete sie unermüdlich nebenher, obgleich sie da oft Meilen zurückzulegen gezwungen war. Ebenso wenig störte es sie, wenn ich im Canoe oder im Boote auf dem Flusse fuhr; denn sie schwamm stets mir nach, bis man sie zu mir in's Fahrzeug nahm, und so darf es Niemanden wundern, daß sie schließlich auch in's Meer sprang, als ich, um diese Gegend zu verlassen, im Begriff war, zum Schiffe hinüber zu fahren. Man hatte sie vergebens festzuhalten gesucht; denn sie wollte mich auch diesmal schwimmend begleiten, wie sie zu thun gewohnt war. Leider durfte ich sie aber durchaus nicht mit mir nehmen, und so mußten die Bootsleute sie zum Lande zurückführen, wo ich sie noch lange schreien hörte, als das Schiff sich schon in Bewegung setzte, so daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte, besonders weil ich keine Hoffnung hegen durfte, das treue Thier jemals wieder zu sehen. Später erfuhr ich auch, daß die gute „Branka“ (wie ich sie genannt hatte) dann ganz mager geworden und bald nachher gestorben war, was mich sehr betrückte.

Ein Wink für „einsilbige“ Teutchen.

Kommt da einmal ein netter junger Bursch mit Stock und Ränzel in ein Verkaufsgeschäft und hätte gern ein ordentliches Plätzchen als Ladendiener oder Verkäufer gewonnen. Der Kaufherr maß den Jüngling mit prüfendem Blick:

„Habt Ihr Schulbildung?“ — „Ja.“

„Führt Ihr eine gute Handschrift?“ — „Ja.“

„Wißt Ihr Kunden zu bedienen?“ — „Ja.“

„Nein, mein Herr, lernen Sie erst höflicher antworten, für einsilbige Leute ist hier kein Platz!“

Und höflich führte er den Erstaunten vor die Thüre.

Sinnsprüche.

Zweckvoll nach dem rechten Ort
Treibt's die Dinge fort und fort.

* * *

Schau das gestrafte Hündlein an, ob man es trogen sieht,
Doch ist dem Kinde was gethan, sein „Köpflein“ oft verzieht.

* * *

Wo sich was zu helfen fand,
Kindlein, biete schnell die Hand.

* * *

Sieh im Feld die Halmen steigen
Und daraus die Segens-Mehren;
Aber es geschieht mit Schweigen,
Und kein Rühmen sie begehren.

* Also, Kindchen, sollst du stille
Auch dein klein Geschäft verrichten;
Dann steigt auch des Segens Fülle
Unvermerkt aus deinen Pflichten.

* * *

Wozu hat denn Gott nur die Nesseln gemacht?

Daß mein Kindchen sich nehme davor in Acht!

Und Spinnen und Würmer, die Feder scheut?

Daß ein hungriges Vöglein sich dran erfreut!

Und wozu denn heute den häßlichen Wind?

Daß er tausend Sämlein verstreue, Kind!

Und warum läßt Gott es denn gescheh'n,

Daß im Walde giftige Kräuter steh'n?

In ihnen liegt Heilkraft, dem Kranken Gewinn,

Doch nur verständlich dem kundigen Sinn!

Und warum ist dort der Bettler blind?

Daß freundlich du ihn beschenkest, Kind!

Und warum denn macht mir mein Zahn heut' Schmerz?

Daß Ergebung du lernest, du kleines Herz!

Sieh, so ist Vieles, was böß dir scheint,

Nur gut und heilsam von Gott gemeint!

Auflösung der Räthsel in Nr. 6.

1. Waldmeister. 2. Die Zeit. 3. Blätter am Baum, Blätter zum Lesen,
3. B. „Für die junge Welt“.

Aufgabe zum Selbstreimen.

Wer all' Tag früh, wenn's Bögeli singt, Und denn sis Toilettli —,
Um fünf' us em Bettli — Und nimmt si Schulsach guet in —
Und si mit kaltem Wasser —, Und all's a's richtig Dertli —
Und's Schlöfli hurtig wit ver—, Was gilts, dem gohts de ganz Tag —!

Räthsel.

1.

Die erste Silbe rinnt,
Sie ist ein Himmelsfegen,
Doch daß man sie gewinnt,
Muß man das Ganze pflegen.

Die zweite ist fürwahr
Ein vielbedeutend Wesen.
Doch hier in großer Schaar
Für's Ganze außerlesen.

Ein stattlich Heer wird's sein
Von Ganzen an den Zweiten!
Wer von den Leserlein
Kann mir das Sprüchlein deuten?

2.

Vier Buechstabe werf i jeß durenand,
Grad z'migt uf Euere Tisch;
Wer nüt cha drus mache, der git e
Pfand,

Drum fanget a rothe, frisch!

So wie sie folget im A=B=C,
Git's e fürchterlich's Instrument,
De Chinde will mes drum nit geh,
Wenn's scho e Jedes kennt.

1, 3, 2, 4 sieht anderst us,
I säch's z'erst selber gern,
E Stadt mit mengem schöne Hus
Im große Kanton Bern.

1, 4, 2, 3, git's e Mineral,
Ihr brucheds gwüß alli Tag,
Zwar lauft's im e Hölzli ganz dünn
und schmal,
Daß me's chum erkenne mag.

4, 2, 3, 1, hebed Sorg derzue,
Und suber mueß es si,
Und gend ihm alli Tag tüchtig z'thue,
Ißch's au no jung und chli!

4, 3, 2, 1 ist jedes Chind,
Wo fröhlich ist und guet,
„Und wo sis ufglöst Räthsel gichwind
Der Tante schicke thuet.“

3.

Welche Sterne sind so nahe, daß du sie selber nicht sehen kannst?

4.

Welcher Schuh ist nicht zum Gehen, sondern mehr zum Stillestehen?

5.

In welcher Schule müssen die Böglinge den ganzen Tag stehen?

6.

Was steigt und fällt an einem fort, und bleibt doch stets am gleichen Ort?

Briefkasten.

Solothurn. Otto Bregger.

Diemeil Du als fleißigstes Schreiberlein
Die Feder geläufig läßt fließen,
Soll an Dich das oberste Brieflein sein
Und weit im Schwarzwald Dich grüßen
Und wünschen, daß Lust und Freiheit Dir frommt,
Zu heilen die schlimmen Schmerzen!
Und wenn auch von dort ein Brieflein kommt,
Soll's mich freuen von ganzem Herzen!

Denn wißt es Alle, Ihr Leserlein,
Schon dreimal hat Otto geschrieben!
Wer macht es nach? Soll mein Freundchen sein,
Da lernt man sich kennen und lieben.
Denn was sich einmal an's Herz mir spinnt,
Das halte ich fest am Fädchen,
D'rum auf ein Brieflein Euch frisch besinnt,
Ihr fleißigen Bürschlein und Mädchen!

Buchthalen bei Schaffhausen. Emma Pfister. Ein 16-jähriges „Schreiberlein“ mit so viel Liebe zum gelben Hestchen ist noch recht liebevoll zur „jungen“ Welt gerechnet! Und wenn ich einmal Euern herrlichen Morgen-spaziergang von Euerm rebenumrankten Heimatdörfchen bis zur Realschule (im Oberhaus?) theilen könnte, müßtest Du mir noch viel mehr erzählen, als auf vier artig geschriebene Briefseiten geht. Grüß' mir den wohl-bekannten Weg, den Munoth und den schönen Rhein!

— Marie Pfister. Möchte wohl dem 12—13-jährigen Tantchen Marili einmal zuhören, wie es den aufmerksamen Nichtein vom „Fritz“ oder vom „verschupfte Liseli“ erzählt, und möcht' auch dem „vierhändigen“ Zitherpiel in Euerm Garten lauschen. Wie gerne höre ich von Euerm schönen Familienleben, wo Ihr Schwesterchen so gut versorgt seid, trotzdem der gute Vater Euch so früh entrißen wurde!

Burgölzli, Neumünster. Susanna Markwalder. Also 's Büsi weckt 's Züsi? Wie stellt's ächt das a? 's ist recht, daß dir 's Chätzli so Freud mache cha, Und daß du 's gel Buechli so tüchtig studierst Und im trurige Hus e chli Lebe verführest!

Kradolf bei Sulgen. Mina, Ernst und Martha Keller. Wenn ich nur wüßt', Was ich denken müßt', Von zwei Brieflein in meinen Händen, Aus dem-selbigen Ort, Die Wort für Wort Gleich beginnen, gleich klingen, gleich enden? D'rum weiß ich am Besten, wer selber schreibt, Wenn Keines die Antwort mir schuldig bleibt!

Thun. An Frida und Ida Zwahlen.

Woni am Morge frueh emol
Zum Briefwurf ha müesse
Go bringe, was zum nächste Mol
Mi jungi Welt soll grüesse,
Do meldet grad der Postillion,
's sei do e Päckli z'funde
Für die „berühmt“ Redaktion
Vom Blatt für d'Schwizerchinde.

„So, so, guet, guet! I nimm's grad mit
I will's scho selber träge!“
Do lauf i hei mit frohem Schritt
Und sitze grad of d'Stege.
„Bo Thun? Bo jäbne liebe Chind,
Wo-n=i so gern möcht kenne?
Juhe! Do will i jezt doch gschwind
Das artig Päckli trenne!“

Do pack i also hurtig us,
's Papier und denn no 's Trüchli —
Nei lueg! En Alperosestruß!
Wie macht mi dä so glückli!
Ihr arme Blüemli händ so eng,
So igiperrt müesse schnuse,
Daß i das artig Trüchli gäng
Der Alperose-Huufe!

Jetzt aber chunt e besseri Zit,
Daß Ihr's chönd z'ruck verzelle:
Will gschwind i d'Schüßle, prächtig wit,
Eu i's frisch Wasser stelle.
Und eins um's ander goht dur d'Hand
Und freut mi halt „gar grüßli“!
Jetzt füllet's d' Schüßle mitenand,
Zum seltne Schmuck mim Hüüsli.

Me cha de Struß no mengi Stund
Im Schriberstübli finde,
Drus suecht min Dant us Herzensgrund
Di lieben Alpechinde.
„Briestübli“, wart, i bind der grad
's gel Hestli hüt a d'Flügel,
Denn suechst du dini Thunerstadt
Wit über mengem Hügel!

Winterthur. Ida Benz. Das gelbe Hestchen kommt halt expreß am Samstag
Morgen zu Dir, um Dir in's Dehrli zu sagen: „Sei nur recht fröhlich
und eifrig beim Helfen und Putzen und Schaffen, weißt, dann habe ich
schöne neue Geschichten für Dich zum Feierabend! Dann kannst Du beide
Käzlein auf den Schooß und 's Büchlein in die Hand nehmen und Dich
viel mehr freuen, als wenn Du den ganzen Tag nichts genüßt hättest!“
Und da Du jetzt, nach der Hochzeit Deiner Schwester, das einzige Töchter-
lein daheim bist, willst Du gewiß gern der Mutter ihr flinkes Mägdlein sein!

* * *

Diweil nun vorüber ein halbes Jahr
Und Ihr viele Geschichten gelesen,
Erzählt mir, welches die schönste war,
Und ob Ihr die Räthsel könnt lösen,
Und ob auch dem Mütterlein und dem Papa
Die lustigen Hestlein gefallen,
Und was Euch nur Gutes und Schlimmes geschah,
Möcht' Tante stets wissen von Allen!

* * *

Aus einem Kinderbrief. . . . Ich will Bauer werden mit vielen
Rühen. Ich tu im Winter am liebsten Schneeburgen machen und im Sommer
herumspringen, und zeichnen tu ich auch gern. Ich schicke inen da Edelweiß,
welche ich selbst gepflückt. Ich machte mit der Mama eine Fur auf der Frutt,
vor zwei Jahren. Die Frutt ist eine Alp im Kanton Obwalden, dort hat es
im Sommer oft geschneit und auch das hat mich gefreut. Auf dem Abgischüß
habe ich die Edelweiß gefunden; es war noch weit von der Frutt, am Fuße
des Hohenstollen. Mit meinem Papa war ich einmal zu Fuß auf dem Pilatus,
ich gehe gern mit ihm auf die Berge.

Das Bildchen ist von unserm Hermann, dieser ist bald 7 und ich bin
bald 9 Jahre alt.

Mit freundlichem Gruß

E. B.

Redaktion: Emma Frei in Rorschach.

Druck und Verlag der M. Kälin'schen Buchdruckerei in St. Gallen.